

Nr. 216. Bromberg, den 10. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten. Von Karl Emil Franzos.

Erstes Kapitel.

Der Held dieser Geschichte — und zwar in Wahrheit ein Held, wenn man diese Bezeichnung nicht einem Menschen, der mit Aufgebot aller Kraft leidvoll nach einem hohen Ziele ringt, ungerecht weigern will — hatte auch einen heroischen Vornamen. Er hieß „Sender", in welcher gedrückten, gleichsam ausgeknochten Form der stolze Name Alexander, die die Juden in einer glorreichen Zeit ihrer Geschichte von den Hellenen übernommen, unter ihren gequälten, geknechteten Nachkommen im Osten Europas fortlebt. Minder heldenhaft klingt sein Zuname: Glatteis, den irgend ein Zufall oder die Laune eines Beamten seinem Großvater zugeteilt hatte.

Aber wenige wußten, daß er so hieß, der Name stand eigentlich nur in seinem Geburtsschein, in seinem Konskriptionszettel und in dem Totenschein. In Barnow jedoch ward er nie anders genannt als „Sender der Pojaz" oder noch häufiger „Roseles Pojaz". Denn die Rosele Kurländer draußen im Mauthause, am Eingang des Städtchens, hatte ihn aufgezogen, und er benahm sich so sonderbar: wie ein „Pojaz", meinten die Leute. „Pojaz" aber ist das korrumpierte Wort für „Bajazzo".

Auch die Rosel war nur seine Pflegemutter. Sender war mit niemand im Städtchen verwandt, auch sonst mit keinem Menschen in der ganzen weiten Welt. Freilich war er in Barnow geboren und stand im Buch der Gemeinde verzeichnet. Die Leute hätten ihn nicht fortjagen dürfen, selbst wenn er ihnen zur Last gefallen wäre, wie die Scholle das Samenkorn, das ihr der Wind zugetragen, dulden muß, auch wenn es zum Unkraut wird. Aber deshalb ist es doch nur ein Zufall, daß es hier gehaftet und nicht eine Meile weiter. Er freilich hatte die Empfindung nicht, daß er nur so ein Korn im Winde gewesen, und als sie ihn spät genug überkam, bestimmte sie sein ganzes Leben. Den Leuten von Barnow aber war er immer ein Fremder, und es wunderte sie, daß er so lange unter ihnen blieb, denn seine Herkunft war ihnen ja allen vertraut.

Sein Vater, Mendele Glatteis, war ein „Schnorrer" gewesen, ein fahrender Mann, der rastlos umherzog und nichts, gar nichts sein eigen nennen konnte.

Es gibt sehr viele solche Nomaden unter den Juden des Ostens; tausend und abertausend verurteilen sich in dieser Weise freiwillig zur bittersten Armut, zum Verzicht auf all die Güter, die auch dem Dürftigsten das Leben schmücken und erträglich machen: Heimat, Weib und Kind.

Man sagt, der Hang zur Trägheit, die Arbeitsscheu erklärte diese Erscheinung und hat dabei insoweit recht, als sicherlich kein „Schnorrer" zu einer geordneten Tätigkeit zu bringen ist. Da fruchten nicht Güte, noch Strenge, er würde lieber verhungern, als arbeiten. Aber darum allein brauchte er noch nicht durch aller Herren Länder zu ziehen; so schwer auch die Sorge ums tägliche Brot auf den Juden des Ostens lastet — die ärmsten Menschen der Erde finden sich gewiß im polnischen und russischen Ghetto —, so ist doch dort noch keiner verhungert, solange die anderen leidlich satt wurden. Der Fleißige verwünscht den Bettler, aber wehe dem, der gegen den Bruder hartherzig sein wollte, er wäre geächtet. So kann der Träge nirgendwo besser fortkommen als dort, wo ihm die fromme Satzung unter allen Umständen den Unterhalt sichert; in der Fremde hat er nicht bloß mit der Polizei zu kämpfen, sondern auch mit den einheimischen Bettlern, die den Zugereisten grimmig verfolgen.

Es hat also noch andere Gründe, als die Trägheit, daß dennoch, und zwar in unseren Tagen genau ebenso wie vor hundert Jahren, Tausende von Ost nach West, von West nach Ost wandern, und daß vollends Hunderttausende innerhalb Halbasiens von der Leitha bis zur Wolga, von der Newa bis zum Bosporus ihr unstetes, armseliges Wesen treiben. Hier spielt die Wanderlust mit, die dies Volk einst noch weiter geführt, noch mehr zerstreut hat, als ohnedies durch seine furchtbaren Geschicke bedingt war, dann die Eitelkeit des „Schnorrers", vor allem aber das Bedürfnis der seßhaften Leute nach dem Verkehr mit diesen fahrenden Gesellen.

Das klingt seltsam und dennoch ist es jener Grund, der das Schnorrertum forterhält. Auch der Jude Halbasiens weiß sehr wohl, daß es sich da um eine rechte Landplage handelt; er empfindet dies um so deutlicher, als er selbst nichts übrig hat. Die fromme Satzung aber würde höchstens hinreichen, dem Fremden den Bissen Brot zu gewähren, nicht aber den freundlichen Empfang, der ihm wird, namentlich in kleinen Gemeinden, die abseits der großen Heerstraßen liegen. Nur die wohlhabenden Leute des Ortes wagen es, dem eintretenden Vagabunden zunächst ein bärbeißiges Gesicht zu zeigen, aber auch sie lenken rechtzeitig ein, damit er ihnen nicht davongehe.

Am Wochentag ist er nur eben willkommen, aber am Festtag unentbehrlich — was wäre ein Sabbat ohne „Schnorrer"?! Denn es ist ein überaus dumpfes, stilles, eintöniges Leben, das der Jude in diesen Koststädtchen des Ostens führt; noch gleichförmiger verbringt höchstens der slawische Bauer seine Tage, und der empfindet ihren Druck weit weniger, weil sein Geist ganz ungeweckt ist. Der Jude aber hat hebräisch lesen und schreiben gelernt; die Thora, der Talmud haben seinen Verstand bis zur Spitzfindigkeit geschärft, ihm einen heißen Wissensdurst erweckt, aber befriedigen kann er ihn nur immer aus derselben Quelle: dem uralten Wissen der Väter. Von der modernen Bildung hält ihn ja ebenso der Wille der Machthaber, wie der eigene fromme Wahn fern!

Nachdem er von Morgen bis zum Abend für die Notdurft des Lebens gesorgt, möchte er erfahren, was in der Welt vorgeht, ob sich der Deutsche und der Franzose vertragen; vor achtzig Jahren hat er wissen wollen, ob Napoleon noch nicht aus St. Helena zurückgekehrt ist, heute, ob Bismarck nicht wieder Reichskanzyler ist, denn Napoleon wie Bismarck sind für ihn buchstäblich unsterbliche Menschen. Seine Zeitung will der Mann haben, und die gedruckte christliche nützt ihm nichts, weil er sie nicht lesen kann. Auch ist ihm nichts lieber, als ein guter Witz, ein „gleiches Wörtel", das irgend eine schwierige Talmudstelle scharfsinnig erklärt

oder doch so, daß man über die Auslegung lachen kann; auch nach Liedern oder Gassenhauern, nach einem „Spiel" ist er begierig. Und im Ghetto gibt es keinen gedruckten Anekdotenschatz, kein Konzert, kein Theater.

So hat es denn der Himmel gnädig gefügt, daß es dort wenigstens „Schnorrer" gibt. Denn der richtige Schnorrer ist alles zugleich: Witzbold, Sänger, Schauspieler, vor allem aber die lebendige zweibeinige Zeitung. Vor den gedruckten hat diese Zeitung voraus, daß sie immer in jenem Format erscheint, das den Abonnenten wünschenswert ist; will er in Kürze bedient sein, in Duodez; liebt er die Ausführlichkeit, in Folio, was man finden will: wer Schnurren liebt, bekommt sie aufgetischt und die Staatsgeschichten nur als Anhang; der Politiker des Ghetto aber kann die längsten Leitartikel genießen, immer nur die hohen diplomatischen Affären, mit einem Feuilleton wird er nicht belästigt. Freilich lügt der Schnorrer oft, während in der gedruckten Zeitung immer nur die Wahrheit steht; auch ist seine Auffassung der Tatsachen oft eine subjektive, ja geradezu einseitige, während in jedem Leitartikel die einzige Meinung zu finden ist, die man als vernünftiger Mensch über ein Ereignis haben kann.

Aber dafür leistet er daneben auch noch Besonderes, was sogar ein Weltblatt nicht gewähren kann. Denn keine andere Zeitung singt und führt komische Soloszenen auf, und so viele Anekdoten auf einmal, wie er mitbringt, könnte auch keine bieten und erschien sie dreimal täglich in der Größe eines Bettlakens.

Darum braucht der Jude des Ostens seine „Schnorrer", und es gibt viele unter diesen Landstreichern, die sich die Kundschaft förmlich auswählen können und nicht für jeden zu haben sind, der sie als Gäste begrüßen will. Aber auch bei jenen, die er seines Besuches würdigt, bleibt der „Schnorrer" kaum länger als einen Tag, und selbst in einer größeren Stadt kaum länger als eine Woche. Die Unrast treibt ihn hinweg, aber auch die Klugheit, die Eitelkeit. Er will immer neu, anziehend, willkommen bleiben.

Man sieht, das „Schnorrertum" ist eine Erscheinung im Volksleben des Ostens, die so sehr an die eigentümlichen Verhältnisse wie an den Volkscharakter gebunden ist, daß man in aller Welt und Geschichte nichts Gleiches finden könnte.

Es läge ja nahe, an den „Schmieren"-Künstler zu denken, wie er bei uns in Deutschland von Dorf zu Dorf, von Flecken zu Flecken zieht, durch seine Talente die Leute rührt oder erfreut, und dadurch sein Brot erwerbt: wenigstens zuweilen. In der Tat verdankt auch er, wie der „Schnorrer", die Möglichkeit, sein Dasein zu fristen, jenem dunklen Drang der Menschenbrust, der auch den Rohesten nicht fehlt, dem Drang, zuweilen aus der Tretmühle seines Lebens ins Freie, aus der platten Wirklichkeit in die Welt des schönen Scheins zu flüchten. Aber der „Schnorrer" ist unendlich vielseitiger und dann ist seine soziale Stellung eine ganz andere, eine viel schlimmere, sollte man denken. Denn der wandernde Komödiant bettelt nur, wenn er durch seine „Kunst" nicht genug verdient, während es beim Schnorrer selbstverständlich ist, daß man ihn beherbergt, beköstigt und zum Abschied eine kleine Wegzehrung reicht. In Wahrheit ist diese Stellung eine weit bessere. Der „Schnorrer" blickt nicht bloß in heimlichem Selbstgefühl auf den Seßhaften herab — das tut ja wohl auch der „Schmieren"-Künstler —, sondern läßt ihn auch oft genug seine Überlegenheit fühlen, und eine andere Behandlung, als die eines Ebenbürtigen, nimmt er höchstens von den Reichsten hin, in der Regel aber überhaupt von keinem. In seinen Augen ist eben Broterwerb keine menschenwürdige Beschäftigung, er dünkt sich nicht allein klüger, witziger, gebildeter — das ist er zumeist wirklich —, sondern auch vornehmer als seine Gönner; vollkommen gleich aber fühlt er sich ihnen schon durch die Satzungen des Glaubens, der nur Brüder kennt und keinen anderen Adel als den der Gelehrsamkeit. Was gäbe der deutsche Dorfkomödiant darum, wenn er sich so fühlen dürfte, wie der „Schnorrer"!

Aber auch an den Hofnarren des Mittelalters darf man nicht denken, obgleich der Vergleich schon etwas zutreffender wäre: auch er war in allen Bedürfnissen von dem Herrn abhängig und durfte ihm dennoch die Wahrheit sagen. Aber der Hofnarr war deshalb doch ein gemieteter Diener, der „Schnorrer" aber ein freier Mann. Ihn drückt keine Sorge um Weib und Kind, um den kommenden Tag; erlebt er ihn, so werden sich auch Speise und Nachtlager für ihn finden, erlebt er ihn nicht, ein Grab auf dem nächsten Judenfriedhof. Wenn nur seine Feinde nicht wären, die Polizei und die einheimischen Bettler! Aber dann schiene ihm sein Leben eben gar zu schön und etwas Trübsal muß jeder Mensch haben, schon der Abwechselung wegen . . .

Freilich nicht jeder „Schnorrer" fühlt sich so glücklich. An manchem nagt die Qual ungestillten Ehrgeizes, der Neid auf die begabteren Kollegen. So kann nur ein Dichterling den wahren Poeten hassen, wie der unfähige Schnorrer den echten, richtigen. Auch hier nützt der Fleiß allein nichts, und sogar die Streberei nicht auf die Dauer; das beste ist die „Gabe von oben". Zum richtigen „Schnorrer" muß man geboren sein, wie zum Dichter.

Einer dieser Echten war der Vater des Sender, Mendele Glatteis, den sie nach seiner litauischen Geburtsstadt den „Kownoer" nannten, denn von den „christlichen" Familiennamen, die ihnen durch den Willen der Regierung aufgezwungen worden sind, machen die Juden im Osten untereinander noch heute keinen Gebrauch, geschweige denn zu seinen Tagen; er war am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts geboren.

Der Wille der Eltern hatte ihn zum Talmudisten bestimmt, weil er früh treffliche Anlagen zeigte und schon als Zehnjähriger mit den Gelehrten über die schwierigsten Fragen, die sie beschäftigten, zu disputieren wußte. Seltsame Fragen! — Seit Jahrhunderten werden sie in jeder „Klaus", wie die jüdischen Studierstuben des Ostens heißen, erwogen, gründlich, mit Aufgebot aller Geistesschärfe, aber noch sind sie nicht ganz gelöst.

Kein Wunder, die Fragen sind eben gar zu schwierig! Zum Beispiel, an welchem Tage Eva die Frucht vom Baum der Erkenntnis gepflückt hat. Ein Sabbat war es gewiß nicht, denn da darf man keine Früchte pflücken, welcher Wochentag?! Oder von welcher Art die Leiter gewesen ist, die Jakob im Traum gesehen hat? Natürlich keine Hängeleiter, die an den Wolken befestigt war und bis auf die Erde hinanreichte, denn es steht ja geschrieben, daß sie auf der Erde stand und mit der Spitze an den Himmel rührte. Aber war es eine Schiebeleiter, die zusammenzulegen war, oder bestand sie aus einem Stück? War sie aus Holz, aus Eisen oder aus was sonst? Und vor allem: wieviel Sprossen hatte sie? Das aber hängt mit der Frage zusammen, ob die Engel, die daran auf und nieder stiegen lange oder kurze Beine hatten. Wie also waren die Engel gebaut? Darauf allein kommt es an, denn wohl wissen wir ja, daß sie Flügel haben, aber in jener Nacht machten sie keinen Gebrauch von ihnen, es steht ausdrücklich geschrieben: „sie stiegen". Daraus aber ergibt sich die weitere Frage: Warum stiegen sie, warum flogen sie nicht von Sprosse zu Sprosse? Und dann: „Der Herr stand oben darauf" heißt es in der Heiligen Schrift. Auf der obersten Sprosse also? Oder hatte die Leiter oben eine Plattform? Und wenn diese, wie breit war sie? Aber das sind im Grunde noch naheliegende Fragen im Vergleich mit jenen anderen, die für scharfe Augen zwischen den Zeilen der Heiligen Schrift stehen. Im Lobgesang Mosis wird der Herr gerühmt, weil seine Rechte die Ägypter ins Rote Meer versenkt. Was aber tat zu selbiger Zeit des Herrn Linke? Darüber steht nur eines fest, sie hat nicht etwa das Meer geteilt, denn das vollbrachte, wie geschrieben steht, der Atem des Herrn. Was also verrichtete sie, oder ruhte sie etwa ganz? . . .

Die Jahre kommen und gehen und werden zu Jahrzehnten, zu Jahrhunderten, immer neue Gebiete des Wissens tauchen auf und unzählige Arbeiter des Geistes mühen sich um sie und häufen sie höher und höher empor, im Osten aber grübeln sie noch heut wie im Mittelalter über die Linke des Herrn, den Apfelbiß und die Himmelsleiter. Und das ist noch heute der einzige Weg, sich als „feiner Kopf" hervorzutun.

Das gelang auch unserem Mendele. Nachdem er den Körperbau der Engel auf den Zoll festgestellt und nachgewiesen, daß Gottes Linke in jenem Augenblick wahrscheinlich nichts getan, beschlossen die Eltern, ihren Einzigen zu einer „Leuchte in Israel" zu machen, und der große Rabbi von Kowno nahm ihn als Schüler in sein Haus auf.

Es ging zunächst alles gut, Mendele machte unerhörte Fortschritte, und darum sah der Gelehrte mild darüber hinweg, daß sich der Knabe viel in den Straßen umhertrieb, seine Mitschüler neckte und sogar ihn selbst nicht verschonte. Der Weise hatte nämlich die Gewohnheit, sich oft zu kratzen — vielleicht auch war es keine Gewohnheit sondern er hatte jedesmal Grund dazu, und so oft er sich kratzte, tat es auch sein Lieblingsschüler und in ganz derselben Art. Aber Mendele behauptete es geschähe nur, wenn es eben sein müßte, und erinnerte an den Talmud, wo die Freundschaft zwischen David und Jonathan dadurch veranschaulicht wird, daß es beide stets im selben Augenblicke gehungert und gedürstet habe. Die innige Sympathie, die ihn mit seinem Lehrer verbinde, äußere sich hier eben darin, daß es beide zu gleicher Zeit jucke. Der Rabbi zweifelte, indes, möglich war es doch, und so ließ er die Sache hingehen, so unangenehm ihm das Lächeln der anderen Schüler war.

Er nahm es sogar geduldig hin, als sich die Sympathie in immer deutlicheren äußeren Zeichen entlud. Nun mußte Mendele in derselben Sekunde husten, sich räuspern und schneuzen, wie der Gelehrte, ja, die Sympathie zwang ihn allmählich sogar in demselben Tonfall, mit derselben heiseren Stimme zu sprechen. Ganz Kowno lachte, aber zu ändern war das nicht.

Da machte ein allerdings seltsames Ereignis dem Unterricht ein Ende.

Zu den schwierigsten Fragen, die der Talmud abhandelt, gehört auch die des Blutflecks im Ei; es ist für den Gläubigen genießbar oder nicht, je nach der Form des Flecks. Nun sind aber die Weisen des Talmuds trotz aller Mühe, die sie auf die Sache gewendet haben, zu keiner völligen Eintracht gelangt, und alle Formen haben sie ja auch unmöglich voraussehen können. So muß denn jeder Gelehrte, so oft er befragt wird, sein Hirn gehörig anstrengen und er wird oft befragt, weil eine sparsame Hausfrau lieber den Gang zum Rabbi macht, als das Ei zu opfern.

Nun begab also, daß Mendeles Mutter plötzlich von diesem Mißgeschick so oft ereilt wurde, wie keine andere Hausfrau; fast jeden zweiten Tag brachte Mendele in ihrem Auftrag ein Ei zum Rabbi. Und immer hatte der Blutfleck höchst seltsame Formen, die dem Gelehrten die Entscheidung um so schwerer machten, als er sehr kurzsichtig war. Die Sache wurde immer unheimlicher; bald hatte der Fleck die Gestalt eines Kreuzes, bald eines Fragezeichens, bald eines Buchstabens. Die Henne der Frau Channe Glatteis schien geradezu verhext!

Eines Tages aber brachte Mendele nach längerer Pause ein Ei zur Schule, dessen Blutfleck wohl unerhört gestaltet sein mußte, denn der Knabe war selbst in sichtlicher Erregung und verfolgte die Bewegungen des Rabbi mit Spannung. Langsam beugte sich der große Gelehrte auf das Ei nieder, blickte es an und fuhr entsetzt zurück, brachte den Fleck noch einmal dicht vor die Augen und schnellte dann bleich und erregt empor.

„Das war noch nie da, seit die Welt steht!“ schrie er. „Diese Henne muß ich sehen!“

Der Wunsch war begreiflich. Der Blutfleck hatte diesmal die Form einiger hebräischer Buchstaben, die zusammen das Wort „Esel“ bildeten. Ein so merkwürdiges und verruchtes Tier hatte die Welt noch nicht gesehen.

„Ich will euch die Henne bringen, Rabbi“, sagte Mendele dienstfertig.

„Nein, da seh' ich selbst nach!“ rief der Rabbi und eilte zur Mutter seines Schülers.

Mendele begleitete ihn dicht vors Haus, dort drückte er sich und ging spazieren.

Als er heimkam, empfing ihn unter einem Hagel von Schlägen und Vorwürfen die Kunde, daß ihn der Rabbi aus seiner Schule ausgeschlossen, weil er sein Spiel mit dem Heiligsten getrieben. Denn wohl hatte Frau Chane eine Henne, aber dies brave Tier legte immer Eier ohne Blutflecken. Die hatte Mendele mit roter Farbe auf den Dotter gemalt und schließlich auch, durch den Eifer und die Kurzsichtigkeit des großen Gelehrten immer kühner gemacht, die sonderbare Huldigung.

Noch einen Versuch machten die Eltern des damals zwölfjährigen Knaben, ihn jenem frommen Beruf zuzuführen, zu dem ihn seine seltenen Gaben zu bestimmen schienen. Sie vertrauten ihn dem berühmten Talmudisten Rabbi Meyer in Wilna an, der neben dem Ruf großer Gelehrsamkeit auch den einer besonders festen Hand hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Thadäus Rejtan — der polnische Cato.

Aus den Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica.

(Schluß.)

Es versammelte sich der Reichstag, aber es war schon bekannt, daß man durch ihn einen schrecklichen, in unseren Annalen unerhörten Staatsstreich vorbereitete. Pan Thadäus, der nie um ein Amt geworben, und bis jetzt die Landtage vermieden, ließ sich als Reichsbote wählen, um auf der letzten Schanze des Rechts den Ruhm der Nation zu verteidigen. In der Nowogrodeker Landbotschaft wurde Michael Korsak der Kollege des polnischen Kato. Es versammelten sich die verstockten oder furchtsamen Gesetzgeber in Warschau. Es war der schmachvollste und zugleich der ruhmreichste Tag Polens, der Tag, an dem unsere Reichsbotschaften die Stimme des beschimpften, in der Agonie liegenden Vaterlandes vernahmen. Alle Straßen der Stadt waren von bewaffneten Russen besetzt, brennende Lunten bedrohten jeden mit dem Tode, der den Rest des Gewissens noch nicht in sich erstickt hatte. Der weibische Monarch flehte mit tränenden Augen die in den Saal schreitenden Reichsboten an, nicht sich und das Vaterland durch vergeblichen Widerstand zu verderben. Die Reichsboten nahmen ihre Sitze ein. Die einen suchten mit einer Art wildem Lachen ihre innere Verwirrung zu verbergen; die anderen verrieten durch Tränen die Redlichkeit ihrer Gefühle wie die Schwäche ihres Geistes; wenige nur zeigten durch ihr heiteres Antlitz, daß sie außer Gott alles hingeben, daß sie hinter den Türen des Saales alles zurücklassen, was sie an das Leben binden konnte, daß sie zu jedem Kampfe, zu jedem Opfer bereit wären. Der Kanzler verkündet die königliche Proposition, den Reichstag unter der Konföderation zu eröffnen und schlägt Poninski zum Marschall vor. — „Einverstanden!“ erwiderten, jedoch mit bebender Stimme, die verkauften Reichsboten. — „Einverstanden!“ wiederholten noch schwächer die Eingeschüchterten. — „Nicht einverstanden!“ rief Thadäus Rejtan aus, „wir sind zum allgemeinen Reichstage versammelt und nicht zur Konföderation, schreiten wir zur Wahl des Marschalls des allgemeinen Reichstages.“ — „Wir wählen Thadäus Rejtan zum Marschall!“ riefen Korsak, Bohuszewicz und noch drei Boten aus, die sich um Rejtan scharten. Alle blieben verdutzt, Rejtan ergreift den Stab und eröffnet die Session. Einige Minuten schweigen der Kanzler Poninski und die anderen russischen Söldlinge, der größte Teil der Kammer fühlte Lust, zu seiner Pflicht zurückzukehren. Aber die verstockten Verräter einerseits, andererseits die den Zündpfannen nähergebrachten Lunten erstickten das schwache Tugendflämmchen. Es erhob sich ein furchtbarer Lärm, wie auf einer Versammlung von Höllengeistern. — „Wir lassen uns nicht von fünf Boten vergewaltigen, wir wollen die Konföderation und Poninski zum Marschall!“ — Die Entarteten entreißen Rejtan den Stab, die fünf leisten allein Widerstand. — „Nicht einverstanden mit der Konföderation!“ schreit Rejtan. „Bei Gott, bei den Wunden Christi beschwöre ich euch, Brüder, beschmutzt nicht den polnischen Namen! Gedenkt eures Eides! Bedenkt, die Teilung des Reiches ist die sofortige Folge dieser Konföderation!“ — Kirchenräuberische Hände vergreifen sich an Rejtan und seinen Kollegen. Der kühner gewordene Poninski wagte es, mit dem Stabe in der Hand den Reichstag zu eröffnen. Korsak und Bohuszewicz, mit den Henkern ringend, schreien: „Wir verlassen den Saal nicht, außer als Leichen, und geben unsere Stimmen nicht für den Verrat des Vaterlandes.“ — Rejtan greift nach dem letzten legalen Mittel: „Sciso activatum!“ rief er aus, „der Reichstag ist aufgelöst, es gibt keinen Reichstag mehr!“ — „Es gibt keinen Reichstag mehr!“ wiederholten die treuen Märtyrer. — „Meine Herren Brüder!“ begann Poninski, „Sie sehen, daß diese Herren von Sinnen sind; nehmen wir keine Rücksicht auf sie und schreiten wir zu unseren Beratungen. Ich fordere die Herren zur Aufnahme der Konföderationsakte auf.“ — „Verräter!“ schrie Rejtan, „du wagst es, dich zum Marschall auszurufen, da kein Reichstag vorhanden?“ — Poninski vertagte die Sitzung auf den nächsten Tag und die Reichsboten gingen auseinander, mit Ausnahme der getreuen sechs, die zur Aufnahme des Manifestes zurückblieben. Drei Tage und drei Nächte saßen sie ohne Nahrung eingesperrt, bis man endlich die körperlich Geschwächten freigab. Sie wurden durch Anerbietungen aller Art in Versuchung geführt, um vom Manifeste zurückzutreten und sich der Konföderation anzuschließen. Rejtan bot man den kleinen Marschallstab Litauens und die Starostei Boryssow, Korsak und Bohuszewicz Kastellaneien und Krondomänen, den anderen dreien andere Vorteile. Der Lasterbube Poninski erdreistete sich, diese Anträge Rejtan selbst zu stellen und seinen Anblick zu ertragen. — „Elender Mensch!“ erwiderte ihm Rejtan, „ich habe dreitausend Dukaten bei mir, ich gebe sie dir, wenn du in dich gehst.“ — Man schreckte sie mit Entkleidung aller Ehren und Konfiszierung ihrer Güter; diese Männer erwiderten diese Drohung mit verachtungsvollem Schweigen. Sie wurden endlich aus der Stadt gebracht, und Pan Gurowski, der die Weisung hatte, sie bis zur ersten Poststation zu begleiten, fügte zum Schaden noch den Spott und sagte ihnen: „Lebt wohl und versucht es, eine neue Konföderation gegen uns zu erheben, wenn ihr gleiche Narren findet. Aber denkt daran, daß die Mutter Gottes das nicht zu verwischen imstande ist, was die erlauchte Zarin über uns niedergeschrieben hat.“

Pan Thadäus nahm seinen bleibenden Wohnsitz in Hruszow. Aber dieses fortwährende Ringen, besonders der letzte fruchtlose Kampf, diese Verletzung der reizbarsten Gefühle hatten seine Gesundheit untergraben, um so mehr, als während dieser mörderischen Session ihm eines dieser Ungeheuer beim Entreißen des Stabes einen Faustschlag auf den Kopf versetzt hatte. Neben anderen Schmerzen litt er oft an Kopfschwindel und brachte, in traurige Gedanken versunken, schlaflose Nächte zu, ohne daß sich übrigens die leiseste Spur von Geistesschwäche zeigte. Als ihm aber die Kunde zukam von der ersten Teilung des Vaterlandes mit einstimmiger Einwilligung der konföderierten Stände, konnte er diesen Schlag nicht überwinden — sein Verstand trat aus den Fugen, von der öffentlichen Schandtat zertrümmert. Er ließ niemanden zu sich, nannte jeden einen Verräter und einen Elenden, weil er nicht nach Warschau eilte, das Vater-

land zu retten. Als er einmal äußerte, daß er den Ruhm seiner Nation nicht überleben wolle, begannen die Brüder ihn genau zu überwachen. Alle Grundherren der Nowogrodeker Wo[illegible]schaft eilten nach Hruschow ihren Landboten auf dem Schmerzenslager zu sehen, der infolge seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste gestörten Geistes der Verzweiflung preisgegeben war. Er wollte niemanden sehen und sprach: „Ich kenne sie nicht; die Bürger von Nowogrodek sind in Warschau, sie denken daran, die Verräter am Vaterlande in Stücke zu hauen, aber nicht mit einem Kranken zu plaudern." — Ich erkühnte mich, ihn zu besuchen, und als man mich meldete, erinnerte er sich meiner: „Severin Soplica, ein Schulkollege und guter Kamerad, gut, er möge kommen." Er empfing mich freundlich und unterhielt sich anfangs ruhig, aber sich bald in seinen Gedanken verwirrend, fing er an, russische Worte zu schwatzen und setzte hinzu: „Nun, Pan Severin, du gratulierst mir nicht zum Glück, daß ich ein Russe geworden? Beresdow liegt im weißrussischen Gouvernement und ich bin ein Untertan der Zarin. Ich bitte, mich meiner Würde nicht zu berauben, der Reichstag hat sie mir verliehen. Ich bin ihm dankbar, denn dort sind keine Poninskis mehr." — Dann begann er alles an sich zu reißen und sich aufzuraffen, so daß er sich auf mich geworfen hätte, wenn ihn die Diener nicht zurückgehalten hätten. Mit Tränen nahm ich von ihm Abschied. Seine Mutter verließ aus großem Leidwesen Hruschow, da sie den Anblick der Leiden ihres Sohnes nicht ertragen konnte. Bald darauf endete er seine Wallfahrt in diesem Jammertale. Durchs Fenster erblickte er zufällig einen aus dem Wagen steigenden russischen General. Er war in Nowogrodek in Garnison und machte eben Herrn Michael, der damals in Hruschow die Wirtschaft führte, eine Gegenvisite. Pan Thadäus wollte durchaus ins Gastzimmer gehen, um dem General eine Szene zu machen, so daß man ihn, um dies zu verhindern, einschließen mußte. Da verfiel er in eine solche Raserei, daß er die Fensterscheiben zerschlug und sich mit einem Glasstück die Gedärme verletzte. Zwei Tage nach diesem Vorfall übergab er seinen Geist in die Hand Gottes, ich sage in Gottes Hand; denn einige Stunden vor seinem Tode kehrte ihm das Bewußtsein ganz zurück, und er bereitete sich musterhaft zum Tode vor, den er so viele Male unerschrocken gesucht hatte. Dem Herrn Michael Rejtan hat er verschiedene Prophezeiungen über unsere weiteren Schicksale gemacht, die sein ehrenwerter Bruder den Leuten offenbaren wollte, indem er bemerkte: „Ich will euch nicht betrüben, denn das Gute ist so fern, daß keiner von uns es erlebt, und die Not lastet schwer auf uns."

Dann war Pan Thadäus nur von unserem Heilande und der heiligen Mutter Gottes eingenommen, ihnen alle neuen Leiden, die er sich in der Bewußtlosigkeit zugezogen, als Opfer darbringend. — „Mit Absicht habe ich nie meinen Schöpfer beleidigt, nie den leisesten Zweifel an unserem heiligen Glauben gehegt. Ich hoffe, daß seine Barmherzigkeit, das Leiden seines göttlichen Sohnes auch mir zugute kommen, und mit Freuden bringe ich meine Schmerzen als Opfer auf dem Altar meines unglücklichen Vaterlandes."

Das waren seine letzten Worte.

Der Gedankenleser.

Von E. Aribert.

Es war zur Zeit, als die Gaukler noch durch die Lande zogen, Vorstellungen in allen Dörfern gaben, im eigenen Zelt oder in einer Gastwirtschaft, als man noch Feuerfresser, Schwertschlucker und dergleichen sehen konnte, ohne daß auch nur ein Trick reell durchgeführt ward. Eine solche Truppe erschien einst in einem süddeutschen Städtchen, wo damals so etwas noch Aufsehen erregen konnte. Sie schlug ihr Zelt auf einer Wiese auf und ließ in den Straßen ausposaunen, Magister Herera sei eingetroffen, der große unnachahmliche Gedankenleser. Herera war der Direktor der Truppe, der im bürgerlichen Leben Knöpfle hieß und recht harmlos aussah. Auch konnte er keine Gedanken lesen, nicht mal seine eigenen. So erschien er also beim Herrn Bürgermeister und erzählte ihm, was man zu sehen bekomme und daß der Herr Bürgermeister doch ein gutes Wort einlegen möge bei einem Hohen Magistrat und der Obrigkeit, auf daß es voll werde in dem Zelt.

„Und da man heute etwas Besonderes bieten muß", sagte er, „so produziere ich mich als Gedankenleser."

„Soso", sagte der Bürgermeister, „Sie können also Gedanken lesen?"

„Leider nein, aber sehen Sie, man muß doch leben, und für die Seilspringerei und ähnliches Zeug interessiert sich heute keiner mehr. Da muß man schon mit etwas Ausgefallenem kommen. Und daß Gedankenlesen etwas Ausgefallenes ist, werden Sie zugeben."

Besonders, wenn man's nicht kann, dachte der Bürgermeister.

„Sehen Sie, und da dachte ich, Sie könnten mir ein bißchen helfen. Sie denken sich zum Beispiel die Zahl 2675 und ich rate sie dann."

„Kann ich mir denken, aber . . ."

„Kein Aber, Herr Bürgermeister, ich habe Frau und Kind, wovon soll man leben? Sagen Sie selbst."

Da der Bürgermeister keine Ahnung hatte, wovon so ein Gaukler leben soll, sagte er schließlich zu. Was war schon dabei, auch würde es niemand bemerken. Der große Abend kam und verlief zuerst ganz programmäßig. Nach einigen parterreakrobatischen Kunststücken und anderen Vorführungen, für die kein Mensch Interesse zeigte, betrat Herera das Podium und sagte:

„Ich bitte nunmehr einen der Herren, vielleicht den Herrn Bürgermeister, sich eine vierstellige Zahl auszudenken. Ich werde hinausgehen, nachher den Herrn nur anschauen und die Zahl raten."

Damit begab er sich hinter die Kulissen, während der Bürgermeister seiner Umgebung leise mitteilte, er habe sich die Zahl 2675 gedacht. Atemlose Stille herrschte im Raum, als nun Herera das Podium betrat und den Bürgermeister anzustarren begann. Dann schrieb er langsam auf eine Tafel mit Kreide eine 7, malte eine 2 davor, eine 6 dazwischen und eine 5, und das Zelt erbrauste vor orkanartigem Beifall.

In diesem Moment erhob sich der dicke Wirt vom „Goldenen Lamm", Herr Veit Oberhuber, und sagte, das sei ja alles ganz schön gewesen, aber er müsse die Sache auch mal an sich selbst erproben und deshalb werde er sich jetzt eine Zahl, und zwar eine fünfstellige, denken, und wenn der Herr Gedankenleser die raten könne, dann habe er auch seinen Beifall. Dem Bürgermeister trat der Schweiß auf die Stirn, und sah er nicht, wie auch der Direktor erbleichte? Aber was blieb dem übrig, als sich zurückzuziehen und zu warten, bis Herr Oberhuber seiner Umgebung leise mitgeteilt hatte, daß er sich die Zahl 12 536 gedacht habe. Noch stiller ward's im Raum, als nun Herera wieder erschien. Der sah den Wirt lange an, malte dann eine 3 auf die Tafel, später eine 2 und eine 6, dann eine 5 und 1, und siehe da, die Zahl 12 536 stand da, wie der Herr Oberhuber sie sich gedacht hatte. Der Beifall war enorm, nur der Bürgermeister war böse, und als ihm am nächsten Tage der Gaukler einen Abschiedsbesuch machte, sagte er:

„Ich begreife nicht, warum Sie diese Komödie mit mir gemacht haben? Und mich dazu noch belogen?"

„Belogen?"

„Nun Sie können doch Gedanken lesen, wie ich sah."

„Ach, Sie meinen den Wirt vom Goldenen Lamm? Mit dem hatte ich natürlich vorher auch gesprochen."



Bunte Chronik



* **Aluminium-Autos in Sicht?** Ein Vertreter der englischen Daimler-Gesellschaft erklärte einem Pressevertreter auf der Londoner Olympia-Ausstellung, daß der Motorwagen aus Aluminium der Wagen der allernächsten Zukunft sein wird.

*

* **30 Liter Blut hergegeben.** In Frankreich lebt ein gewisser Raymond Briez, Mitglied eines Fußballvereins, der einen sonderbaren Rekord aufgestellt hat. Er hat in den letzten Jahren 100 Bluttransfusionen an sich vornehmen lassen, um leidenden Patienten zu helfen. Auf diese Weise wurden ihm im Verlauf der beiden letzten Jahre 30 Liter Blut entnommen. Die erste Blutentnahme war einem Zufall zu verdanken, indem Briez einen Kameraden besuchte, dessen Arzt eine Bluttransfusion für notwendig hielt. Briez hatte sich hierzu bereit erklärt und sich auch fernerhin dem Arzt zur Verfügung gestellt.

*

* **Giftgase gegen die Londoner Ratten.** Nach einer Meldung aus London hat am vergangenen Montag in ganz England die Kampfwoche gegen die Ratten begonnen. Dem Ereignis gingen in den Schulen zahlreiche Konferenzen voraus, wo in Filmen der Jugend und den Erwachsenen die Schäden vorgeführt wurden, die von Ratten angerichtet werden. Der jährliche Schaden wird auf 55 Millionen beziffert. Im Kampf gegen die Ratten hat der Londoner Magistrat zum erstenmal Giftgase und verschiedene Giftarten in Anwendung gebracht.

**Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.**